

Die Beziehung von Lynn, einer Romanautorin, und Daniel, einem Lyriker, ist am Scheideweg angelangt. Seit Daniel erkrankt ist, stellt sich für Lynn immer drängender die Frage: Wie kann man lieben, wenn man längst etwas anderes will als den Status quo? Wie abhängig und entsprechend fragil darf das eigene Glück sein? Lynn reist in ihren Gedanken durch ein Beziehungsgeflecht, das dabei ist, sich aufzulösen. Sie wird dort und auch in ihrem Schreiben mit dem eigenen Begehren, der Sehnsucht sowie mit Wut und Schmerz konfrontiert. Und Fragen, deren Antworten nur kennt, wer bereit ist, sie wirklich zu stellen.

Timo Brandt  
Oder die Löwengrube  
Roman

**edition keiper auf Social Media:**



facebook.com/editionkeiper



instagram.com/edition\_keiper/



youtube.com/editionkeiper



**eMail-Newsletter** abonnieren und Sie bleiben über Neuerscheinungen und Veranstaltungen **informiert!**

Einfach QR-Code scannen!



edition keiper  
textzentrum graz  
Puchstraße 17  
A-8020 Graz

www.editionkeiper.at  
www.textzentrum.at  
T: + 43 316 26 92 98  
F: + 43 316 26 92 99  
office@editionkeiper.at  
gpsr@editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2025  
literatur nr. 159  
1. Auflage März 2025  
Alle Rechte vorbehalten!

Coverbild: Midjourney  
Covergestaltung: Karin Kröpfl  
Layout und Satz: textzentrum graz

Koordination Druck: EVERGREEN Media Kft.  
Gedruckt in der EU.  
ISBN 978-3-3-903575-40-0



GRAZ

TIMO BRANDT

# ODER DIE LÖWENGRUBE

ROMAN

# 1

Am folgenden Samstag ging es Daniel wieder schlechter.

Lynn saß in der Küche und rauchte bei offenem Fenster. Mehrmals streckte sie die Hand nach dem Handy aus, legte einen Finger um die Plastikhülle, ließ dann aber ab und schaute weiter auf die Birke, deren Luftwiderstand hereinkam, deren Rinde Ähnlichkeit mit der Asche von Zigaretten hatte, entfernt. Eine Sirene, kaum zu hören, durchquerte die Peripherie des Morgens. Ein Mensch in Not? Eine Katze im Baum?

Nie hatte Lynn so nah am Fenster einen Baum gehabt. Als sie damals diese Wohnung fanden, da hatte sie den vollkommen leeren Raum, der später die Küche werden sollte, betreten und da war er gewesen, direkt vor dem Fenster, nicht nur ein hundertfach verwendetes Motiv aus Romanen und Filmen, das Jugendlichen eine einfache Flucht vor dem Hausarrest ermöglichte oder Voyeur:innen ein Versteck bot, sondern ein echter Baum, eine Birke, direkt vor dem Fenster. Obwohl schmal (dürr vielleicht sogar, wenn man eine Birkenmutter gefragt hätte), reichte sie bis zu ihnen hinauf in den vierten Stock. In ihren Zweigen zelebrierten Licht und Märzwinde in diesen Tagen ein endloses Auf und Ab, Hin und Her, als müsse jeder überwinterte Ast, jeder neue Zweig, jedes frische Blatt stürmisch begrüßt werden. Lynn hatte gehofft, dass der Frühling bessere Tage bringen

würde, eine höhere Anzahl an besseren Tagen. Aber bisher war der März der schlimmste Monat seit Langem gewesen; Donnerstag und Freitag die ersten Tage seit Ende Februar, in denen so etwas wie ein Aufatmen möglich gewesen war.

Lynn hörte den Fernseher: die Stimmen zweier Männer, die sich stritten, dazu eingespieltes Lachen; Daniel schaute irgendeine Serie. Lynn überlegte, wie sie das Windlichtspiel in der Krone des Baumes beschreiben könnte. Sie musste an einen Dichter denken, einen längst vergessenen, Ludwig Greve, über den sie einmal einen Artikel zum fünfundzwanzigsten Todestag geschrieben hatte. In dem Gedicht, an das sie dachte, war es um Quitten gegangen, Pflaumen, wie sie gedacht hatte, aber Quitten waren etwas Eigenes, eine Art Pflaume, oder Pflaumen waren eine Art von Quitten, sie wusste es nicht mehr. In dem Gedicht beschrieb Greve, wie sich das Licht im Winter auf ein paar Quitten brach, wie sie leuchteten, wie die Schneedecke ebenfalls leuchtete. Das Leuchten in der bewegten Birke erinnerte sie an das Bild der unbewegten, leuchtenden Quitte, hängend an dem dünnen Stil aus Greves Worten. Die Sehnsucht des Dichters, die, so kam es ihr vor, in seinen Worten aufgeblitzt war, eine Sehnsucht aus der Kindheit, die irgendwo überwintert hatte und immer wieder ausbrach, in Momenten des Aufbruchs, der Freude, der Faszination; eine Sehnsucht, die Besitz von einem ergriff, die man selbst nie besitzen konnte, nur erfahren, leiten, wie ein Draht den elektrischen Strom leitet, der unverhofft und doch stetig durch ihn fließt. Sehnsucht, die so vielen Dingen einen Namen geben konnte. Sie drückte die Zigarette aus. Nur ein-zwei Züge hatte sie genommen. Ein langer Aschekragen zeugte von ihrem langen Nachdenken über die Birke, Quitten, Sehnsucht und verteilte sich nach allen Seiten im Aschenbecher.

Sie ging hinüber ins Wohnzimmer. Daniel saß auf dem Sofa, aufrecht, immerhin. In letzter Zeit lag er oft auf der Seite, zusammengekrümmt, mit leerem Blick. Dann stellte der Fernseher manchmal schon keine Beschäftigung mehr dar, sondern lief nur, weil Hintergrundgeräusche Menschen beruhigen, Menschen, die sich allein fühlen, verlassen, ohne etwas dagegen tun zu können.

Nie hatte Lynn eine Person sein wollen, in deren Haushalt der Fernseher einen Großteil des Tages oder sogar rund um die Uhr lief. Ihr Onkel war so jemand gewesen, bei dem der Fernseher ununterbrochen gelaufen war, wenn sie mit ihrem Vater zu Besuch kam. Darauf angesprochen, hatte er von einem Ersatz für Meeresrauschen gesprochen, davon, dass man von mehr umgeben sein sollte, als man selbst ist. Wie Lynns Vater war er auf Vancouver Island aufgewachsen und vielleicht stimmte es, vielleicht ersetzte ihm der Fernseher die tägliche und nächtliche Geräuschkulisse seines Kinder- und Jugendzimmers, vielleicht war es so etwas wie Geborgenheit auf Knopfdruck. Aber Lynn bezweifelte es. Hatte, wenn sie ehrlich war, schon damals ihren Onkel schlicht für einen einsamen Menschen gehalten, gefangen in seinen Obsessionen. Und sie hatte ihn dafür verachtet, für diese Einsamkeit, Hilflosigkeit. Wenn sie auf sich als Kind zurückblickte, dann fiel ihr vor allem der Trotz ein, den sie mit sich herumgetragen hatte wie andere Kinder ein Stofftier. Diesen reaktiven Trotz hatte jede:r zu spüren bekommen, aber ihrem Onkel war die aktive Verachtung vorbehalten gewesen.

Nach seinem Tod, nach den Gesprächen mit ihrem Vater bei der Beerdigung und in den Jahren darauf, hatte ihr diese Verachtung leid getan, ja, es erschreckte sie damals mehr und mehr, dass sie so etwas wie Verachtung hatte emp-

finden können. Einsamkeit hielt sie seitdem für eine der gefährlichsten, weil unsichtbaren Krankheiten, an denen Menschen leiden konnten, ohne dass irgendein Test oder medizinischer Wert dies eindeutig feststellen konnte. Wie andere Krankheiten war sie selten selbst verschuldet und oft konnte man wenig tun – und wie hilflos standen ihr selbst Personen gegenüber, die sie lindern, die helfen wollten.

Ihr Vater hatte seinen Bruder sehr geliebt, sie waren immer sehr vertraut gewesen, und doch war ihm, um diese Liebe zu zeigen, im hohen Alter nichts Besseres eingefallen, als alle paar Wochen für ein paar Stunden auf Besuch zu kommen, sich etwas mit ihm im Fernsehen anzuschauen oder über ihre Kindheit auf der Insel zu reden, wie sich alles verändert hatte, wie sie nie mehr zurückkonnten; derweil im Hintergrund der Fernseher lief, das Rauschen der Ereignisse als Ersatz für das ereignislose Wellenrauschen. Der geteilte Schmerz im Angesicht des Unmöglichen in diesen Gesprächen – das war eines der schönsten Gefühle, die er auf Erden kennengelernt habe, sagte ihr Vater später, als auch er im Sterben lag, seine Hand in ihrer, während im Hintergrund Geräte gleichmäßig piepsten. Und er habe Angst, sagte er, dieses Gefühl, die Freude daran, sie könnten mit ihm sterben, aussterben.

Obwohl sie heute keine Verachtung mehr für ihren Onkel empfand, hatte ein ständig laufender Fernseher für sie immer noch nichts mit einem rauschenden Meer gemein, es war eher eine Art griffbereite Narkose, ein Gehirndämpfer; wie ein Katheter, aus dem ein Schmerzmittel in minimalen Dosen in den Raum tropfte, unablässig.

Daniel wollte nicht so viel vor dem Fernseher sitzen, das wusste sie. Aber es half, es verhinderte das Grübeln, das Nachdenken über seine Situation, schränkte es zumindest

ein. Die Welt war nicht heil in den Serien und Filmen, aber sie uferte auch nicht aus. Die Probleme ließen sich ausfindig machen, wurden reflektiert, angepackt und alles nahm stets seinen Lauf. Die Figuren in diesen Geschichten, sie hatten immer etwas zu erzählen, etwas, das ihnen passierte und Entwicklungen förderte, nicht hemmte, wie es in Wirklichkeit oft der Fall war.

Wollte man Entwicklungen in der Wirklichkeit sehen, stringente, dann musste man entweder ein hohes Maß an Illusion und Selbsttäuschung bemühen oder diese Entwicklung selbst, meist auf engem Raum, betreiben. Lynn hatte sich irgendwann, wie die meisten Menschen, für Letzteres entschieden, weil alle übergreifenden Entwicklungen schnell fragmentierten, sich in Gut und Böse aufspalteten, in der Anwendung zweischneidig waren und viele Widersprüche, viel Widersinniges in sich trugen; Letzteres anscheinend eine Nebenwirkung ihrer Ausmaße. Sich für eine solche, höhere Position zu entscheiden und sie, ohne Hinterfragen, an allen Widersprüchen und Bedenken vorbei, zu vertreten, das ging nicht, weder für sie noch für Daniel, ein Umstand, der sie zwar nicht zusammengeführt hatte, aber einer der Grundpfeiler ihrer Beziehung war, eine gemeinsame Überzeugung, Haltung sogar, die sich allerdings nicht an einem Begriff festmachen ließ. Dialektik war wohl das Stichwort. Lynn nannte es lieber gesunde Skepsis. Dahinter stand, da war zumindest sie sehr ehrlich mit sich (und anderen gegenüber, die nachfragten) der Glaube, dass man nicht glücklich sein konnte mit der Welt, wie sie war, und es dennoch eines verblendeten Sendungsbewusstseins bedurfte, sich ihrer als Ganzes annehmen zu wollen. Die Folgen eines solchen Versuches konnten nur sein: Überheb-

lichkeit, Wahnsinn oder Verzweiflung. Die wenigen Ausnahmen bestätigten die Regel.

Daniel versuchte es dennoch immer wieder, versuchte größere Entwicklungen zu sehen, an ihnen teilzuhaben, sich daran festzuhalten. Sein Bedürfnis war in dieser Hinsicht viel größer als seine Absicht. Und sein Wunsch, die Verhältnisse durch die schiere Logik seiner eigenen Vorstellungen zu beeinflussen, brach immer wieder aus ihm hervor. Und er lebte richtig auf, wenn er Lynn und andere in irgendeine Diskussion hineinzog, über den Mindestlohn, das Artensterben, die Pharmaindustrie oder was auch immer, und legte eine ungewohnte Unerbittlichkeit an den Tag. Einmal, da war er in einem Lokal geradezu ausgezuckt, als sie mit Freund:innen über Reichtum diskutiert hatten. »Wofür braucht jemand mehr als eine Million Euro Barvermögen, verrate mir das jemand von euch. Wofür?!« Man könnte sich davon doch allerhöchstens Macht und Einfluss kaufen, Statussymbole, überzogene Privilegien. Alles Lebensnotwendige, ja selbst Annehmlichkeiten, kosteten sehr viel weniger.

Niemand widersprach ihm, im Großen und Ganzen (von Details und Einwänden zur Praxis abgesehen), weshalb es umso schwieriger war, die nicht nachlassende Vehemenz seiner Darlegungen nachzuvollziehen, zu ertragen. Daniel litt allem Anschein darunter, dass niemand seinen Furor aufgriff, und dieses Leiden war schwer mitanzusehen. Dass sich Daniel unverstanden fühlte, das machte lange den Kern seines Leidens an den Umständen des Lebens aus. Einen Kern, zu dem Lynn immerhin noch durchdringen konnte, wenn sie sich bemühte.

Aber dann ... dann fing es an, ihm körperlich schlecht zu gehen, und sein plan- und zielloses, aber von großen Vor-

stellungen durchdrungenes Leben schrumpfte mit einem Mal zusammen, wurde selbst zu einem harten Kern, den Lynn schon seit einer Weile kaum noch knacken konnte.

Trotz seines scheinbar ausgeglichenen Wesens, das im ersten Eindruck etwas Unverwundliches hatte, mit einer Neigung zu leichtem Überschwang, zu Eloquenz und Esprit, besaß Daniel eine eher fragile Gesundheit, schon als Lynn ihn kennenlernte. In seiner Jugend hatten ihn nervöse Zustände geplagt, woran sich im Erwachsenenalter nahtlos eine Anfälligkeit für Infekte angeschlossen hatte, die bei ihm heftiger auszubrechen und langsamer zu verheilen schienen. Er probierte verschiedene Ansätze, Therapien und Ärzt:innen aus, fand sich dann aber damit ab, dass er einfach anfälliger war als andere. Es schränkte ihn auch nur bedingt ein, war er doch, obgleich er Gesellschaft sehr genoss, ein häuslicher Mensch, der weder einem aktiven Lebensstil noch dem Verreisen viel abgewinnen konnte.

Aber das war alles, bevor es anging, ihm schlecht zu gehen. Dauerhaft schlecht, ohne erkennbare Krankheit, ohne Besserung. Wieder hatte er alles versucht, hatte seine Ernährung umgestellt, es mit mehr Sport versucht und psychologischer Betreuung, immer in der festen Überzeugung, jetzt, mit dieser neuen Herangehensweise, nicht nur gesund zu werden, sondern endlich den tieferliegenden Problemen beizukommen, seiner allgemeinen Anfälligkeit den Boden, den Nährgrund zu entziehen.

Sein neuer Arzt war der Überzeugung, dass sein Immunsystem durch die Nachwehen seiner jugendlichen Zustände – die Nervosität war mit Depressionen und Panikattacken einhergegangen – nachhaltig gestört war und quasi neu errichtet werden musste. Unter seiner Anleitung nahm er seit ein paar Monaten verschiedene Globuli, die sie

ihren Freund:innen gegenüber immer nur vage als Medizin bezeichneten, um den Diskussionen aus dem Weg zu gehen, den Tiraden über die Pharmaindustrie einer- und den Lamentos über die unbewiesene Wirkung alternativer Methoden andererseits.

Die Kügelchen halfen Daniel insofern, als es seitdem wieder gute Tage gab. Das war schon viel, damals, als er anfang sie zu nehmen, im November. Vorher war es fast ein Jahr lang nur bergab gegangen. Lynn konnte sich nicht mehr an den Übergang erinnern, den genauen Punkt, an dem die üblichen Abgeschlagenheiten, die Daniel regelmäßig heimsuchten, in etwas Ernsteres, Zäheres umgeschlagen waren. Kurz nach Weihnachten im vorletzten Jahr, da hatte er nicht mehr auf der Seite liegen können. Geschwollen würde sich alles anfühlen, meinte er, und unablässig schmerzen. Die Bluttests ergaben nichts Auffälliges, auch die sonstigen physiologischen Untersuchungen nicht. Doch die Schmerzen nahmen zu, Schwächeanfälle kamen hinzu, Konzentrationsschwächen, Krämpfe, fieberartige Zustände.

Wie sagst du jemandem, der sich fühlt, als müsse er sterben, dass er nicht sterben wird? Du kannst diesen Satz sagen, dachte Lynn, aber es braucht eine andere Sprache, eine Sprache, die eingeht auf den Schmerz selbst, ihm eine Erklärung entgegenhält, beweist, dass er kein Feuer ist, das nur Asche hinterlassen wird, sondern nur eine vorübergehende Hitze, die sich wieder gibt. Und woher willst du das wissen? Wie könntest du? Du bist keine Ärztin. Du siehst nur, dass der andere noch nicht tot ist.

Nun gab es gute Tage und schlechte. Sie wechselten sich nicht direkt ab, aber auf ein paar von der einen Sorte folgten unweigerlich ein paar oder zumindest einer der

anderen Sorte. War dies ein besserer Zustand? Für Daniel vermutlich. Für sie, hatte sie mittlerweile das Gefühl, eher nicht. Abwechselnd war sie wütend, weil Daniel sich im Angesicht der Rückschläge, der schlechten Tage, zu fatalistischen Einbrüchen verleiten ließ, oder es brach ihr das Herz, wenn ein zarter Aufschwung seine beginnende Lust am Weitermachen weckte, bevor die Agonie der schlechten Tage unweigerlich um die Ecke kam.

Dazwischen tobte hin und wieder noch die Wut auf die Ärzt:innen. Warum fanden sie die Sprache nicht, um zu erklären, was vorging, was helfen konnte. Die meisten schienen ihre Erfolglosigkeit gern auf die Patient:innen zu schieben, auf deren Wehleidigkeit, Einbildungen, auf einen falschen Umgang mit den Medikamenten und Anweisungen.

Lynn hütete sich, dieser Wut in Gegenwart von Daniel Ausdruck zu verleihen. Er würde nur heraushören, dass sie ihn für einen hoffnungslosen Fall hielt und alles, was er und die Ärzt:innen versuchten, für hinfällig. Zudem war ihr Verhältnis zu Ärzt:innen eh nicht das beste, hatten sie doch eine unrühmliche Rolle in der Rezeption ihres ersten Romans gespielt.

## 2

Die Veröffentlichung ihres Debüts *Der Umfang des Problems* war schon etwas über vier Jahre her. Der Roman handelte von einer mittelgroßen Stadt in Deutschland, in der über Nacht bei der Hälfte aller Frauen die Klitoris auf die Größe eines durchschnittlichen Penis anschwell und den Folgen dieser plötzlichen Mutation.



Das Buch entwickelte sich schnell zum Bestseller und gewogenere Rezensent:innen verglichen es mit *Die Pest* oder *Die Stadt der Blinden*. Es wurde aber natürlich auch von Anfang an kontrovers diskutiert, als Schund und Provokation verrissen und über ein Jahr erhielt Lynn zahllose Mails und sogar einige Briefe und Anrufe, nebst einer noch massiveren Flut von Social-Media-Kommentaren (auch über Daniels Profil, nachdem ein Foto sie zusammen bei einer Lesung gezeigt hatte, über das Profil ihres Verlages, das Profil ihrer Agentur et cetera).

Die Hinweise, Beleidigungen, Vorschläge und Nachfragen, die sie auf diesen Wegen erreichten, stammten von einem breiten Spektrum an Personen, aber es ließen sich schnell vor allem vier Gruppen ausmachen:

Die (Hobby-)Mediziner:innen. Darunter Dr. Dr. med.-Personen, aber auch Menschen, die angaben, mal »ein paar Semester Medizin« oder etwas Vergleichbares studiert zu haben. In großer Zahl hatten Menschen aber auch einfach ihre Ärzt:innen oder Freund:innen in medizinischen Berufen mit Fragen belästigt, deren Antworten sie Lynn auf verschiedenste Art und Weise präsentierten: jovial-mokierend, wütend, beflissen-arrogant, hämisch, dringlich und aufmerksamkeitsheischend, betont sachlich, umfänglich-erschöpfend, humoristisch-debil. Immer wieder ging es darum, inwiefern es realistisch sei, dass eine Klitoris zu einem Penis mutiere und was das für den entsprechenden Organismus bedeuten würde und ob so ein Penis auch als solcher, sexuell, zu gebrauchen sei.

Tag für Tag durfte Lynn diese Nachrichten aus ihren Posteingängen und Nachrichtendiensten löschen, während unzählige Male Sätze wie »und lassen Sie mich erst

gar nicht von den hormonellen Problemen anfangen« oder »und letztlich ist eine Frau mit Penis auch eine eklige Vorstellung, gut, dass es unmöglich ist« oder »Männer würden dadurch übrigens nicht überflüssig, falls Sie das denken« in ihr Gehirn gespielt wurden, wie ein Ping-Pong-Ball, vermeintlich scharf geschlagen. Lynn hätte viele dieser Bälle zurückschmettern können, am leichtesten mit einem Schläger, auf dem in großen Lettern KUNSTFREIHEIT stand, nur wollte sie mit diesen Leuten sicher nicht Ping-Pong spielen; selbst leichte Siege hätten wohl viele weitere Nachrichten von schlechten Verlierer:innen nach sich gezogen.

Die Futa-Enthusiasten. Eine Gruppe, die sie nie hatte gendern müssen, weil keine Frau und keine Person, die nicht mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ein Cis-Mann war, sie je zu diesem Thema anschrieb und nicht selten im Anhang Videos mitsandte, in denen animierte Frauen mit riesigen Penissen, aus denen gewaltige Mengen an Sperma schossen, einander oder andere, penislose Frauen penetrierten. Lynn musste zugeben, dass sie anfangs fasziniert war von diesem Porno-Genre und sich mehrere der Videos anschaute, ein-zwei einschlägige Foren besuchte. Schnell war sie aber abgestoßen von der in der Regel an männlichem Gebaren orientierten klassischen Porno-Diktion, in der Penetration als Machtakt inszeniert, stilisiert, überzogen verherrlicht und in den Mittelpunkt gerückt wurde.

Religiöse Spinner:innen, die langweiligste und erstaunlicherweise dennoch zweitgrößte Gruppe, deren Mitglieder ihr in zahlreichen Sprachen und doch unisono die ewige Verdammnis versprachen. Wenn es nach diesen Leuten

ging, dann war Satan vielleicht ein Satyr, aber seine Vorbotin, seine Prophetin, war eine Frau mit Penis.

Geile Männer. Männer, die meinten, sie bräuchte mal einen ordentlichen Fick, dann werde sie schon aufhören, sich einen Penis zu wünschen. Männer, die ihr Fotos von ihren nackten Körpern schickten, zusammen mit ihren Adressen oder gleich nach Lynns Adresse fragten (oder angaben, diese zu kennen). Männer, die schrieben, dass, wenn sie mit ihnen ins Bett ginge, ihre Klitoris auch ziemlich schnell anschwellen würde, auch wenn sie nie so groß werden könnte wie ihre eigenen Monsterschwänze, neben denen sich jeder Sissyschwanz mickrig ausnehmen würde. Aber sie hätten natürlich nichts dagegen, sie in den Arsch zu ficken, wenn sie das lieber wollte. Aber nur ohne Kondom. Wenn Lynn sie dagegen in den Arsch ficken wollte, müssten sie sie leider umbringen und es dann mit ihrer Leiche treiben, und so weiter.

Während die Agenden der ersten drei Gruppen Lynn nicht wirklich überraschten, höchstens das Ausmaß, in dem sie vorgebracht wurden, war die konstante Flut an Übergriffigkeit und Verachtung, die ihr von der letzten Gruppe entgegenschlug, dann auf Dauer doch überraschend, schockierend, beängstigend. Eines von Lynns Lieblingsbüchern war *Ich hasse dieses Internet* von Jarett Kobek, doch obwohl sie es schon einige Male gelesen hatte, hätte sie nie gedacht, dass sie mal in der Lage sein würde, es nachzuempfinden.

Sie war sich ziemlich sicher, dass nicht mal ein Viertel der Menschen, die ihr schrieben, das Buch gelesen hatten. Sie waren durch den Medienrummel darauf aufmerksam geworden und hatten sich ihre Meinung an Rezensionen

auf Amazon gebildet, an Auszügen und Zitaten, die überall im Netz aufplopten, aus dem Zusammenhang gerissen, falsch wiedergegeben, entstellt, manchmal auch erfunden. Es ärgerte Lynn, dass all diese Menschen die sorgsame und vielschichtige Ausarbeitung des Textes nicht wahrgenommen hatten, dass es sie gar nicht interessierte, worum es in dem Buch ging. Wichtig schien vor allem, dass sie sich daraus ein Feindbild oder eine Wichsvorlage basteln konnten. Am meisten ärgerte es sie, dass es sie überhaupt ärgerte, was diese Leute meinten und dachten. Irgendwann hörte es zwar auf, sie zu ärgern, was für Meinungen und falsche Fakten zu diesem Buch kursierten, aber nie hörte es auf, sie für einen Moment aus dem Gleichgewicht zu bringen, wenn ihr klar wurde, welche Macht diese Meinungen eine Zeit lang über sie besessen hatten.

Daniel war während dieser Zeit für sie dagewesen, rund um die Uhr. Auch ihr Verlag hatte viel für sie getan, hatte ihr sogar angeboten, jemanden für ihre Mails und Social-Media-Konten zu engagieren, aber das alles hätte nur dabei geholfen, den Input an Wahnsinn zu mildern, nicht aber dabei, die Auswirkungen des bereits geschehenen Wahnsinns wettzumachen. Außerdem war da Lynns Stolz.

Und während sie zum x-ten Mal einen Tobsuchtsanfall kriegte beim Versuch, in ihrem gerade einmal zwei Wochen alten neuen Mailpostfach die wichtigen Mails von all dem Müll zu trennen, ließ sich Daniel von seiner offensichtlichen Sorge um sie nicht aus der Ruhe bringen und erschuf dadurch eine Art Oase, in die sich die Verwüstungen dieser neuen Lebensumstände nicht ausbreiten konnten. Natürlich hatte er zu diesem Zeitpunkt selbst wenig Stress. Körperlich ging es ihm noch gut und arbeiten musste er nicht,

finanziell hatten sie dank der Verkäufe der Bücher und der Filmrechte fürs Erste ausgesorgt.

Also hörte er auf, die Unmengen an Artikeln zu schreiben, die er vorher geschrieben hatte, und nahm sich viel Zeit, um ihr das Leben zu erleichtern. Er kochte, kaufte ein, putzte und ging ans Telefon und an die Tür, wann immer es klingelte. Und als sie eine Zeit lang einfach keinen Sex haben konnte, weil ihrem Gehirn bei der kleinsten Annäherung, der bloßen Vorstellung von Intimität, Bilder aus dem Repertoire der neuesten Liebesbriefe (wie sie sie damals neuerdings nannte, im Versuch, sich über sie lustig zu machen) hochkamen, hatte er nie ein Wort der Beschwerde verlauten lassen oder diesen Struggle als Zurückweisung umgedeutet und gegen sie verwendet. Das hatte sie ihm eigentlich am höchsten angerechnet. Und wie schwer der Ärger in ihr rumort hatte, dass sie ihm das so hoch anrechnete.

### 3

Nun saß er hier vor ihr auf der Couch, apathisch. Und sie, sie hätte eigentlich am Schreibtisch sitzen und an ihrem dritten Roman arbeiten sollen, *Deserts* war der Arbeitstitel. Vermutlich nur der Arbeitstitel, denn ihr Verlag hatte ihr einen englischen Titel schon beim letzten Mal, beim zweiten Roman, nur mit einem Zähneknirschen durchgehen lassen.

Die Handlung von *Deserts* war in einer postapokalyptischen Welt angesiedelt, in der alle übriggebliebenen zivilisierten Gesellschaften matriarchal organisiert waren. Verbrechen wurden scharf geahndet und männlich geles-

ne Personen durften keinerlei Waffen besitzen, überhaupt waren Waffen äußerst streng reglementiert. Die wenigen Städte, unabhängig und doch im ständigen Austausch miteinander, lagen in einem Land mit zwei großen Strömen und waren umgeben von Wüste, außer im Süden, dort war ein Meer, und im Osten, dort erstreckte sich ein Gebirge.

Tief in der Wüste hatten sich, einige Jahre vor dem Einsetzen der Handlung, einige Enklaven gebildet, gegründet von Männern, die nicht in der matriarchalen Gesellschaft leben wollten. Sie hatten unter dem Sand alte Waffenkammern aus der Zeit vor dem letzten großen Krieg gefunden. Zwar waren die Waffen veraltet und oft nicht in gutem Zustand, dennoch stellten die Männer eine Gefahr dar, vor allem für die an die Wüste angrenzenden Dörfer und Außenposten, die regelmäßig überfallen wurden. Oft stahlen die Männer nicht nur Wasser und Nahrung, sondern verschleppten auch Menschen; viele erzählten Horrorgeschichten, wenn sie aus der Gefangenschaft zurückkehrten – Folter, Zwangsarbeit, Vergewaltigungen.

Gerettet wurden sie meist von einer kleinen, schlagkräftigen Kampftruppe, die die Stadtstaaten gemeinsam ins Leben gerufen hatten. Ursprünglich setzte sie sich aus den wenigen zusammen, die in der eigentlich friedlichen Gesellschaft Militärdienst leisten wollten und psychologisch als unbedenklich galten. Als aber das Problem mit den Männern, den »Deserts«, zunahm, brauchte man mehr Leute, und von da an konnte jede Person, die ein schwereres Verbrechen begangen hatte, sich freiwillig für eine an der Strafe orientierte Zeit für die Truppe verpflichten. Beging sie ein weiteres Verbrechen während ihrer Zeit, konnte sie exekutiert werden oder für ihr restliches Leben in einem der

Verliese unter der größten Stadt Taur landen. Oder sie ging selbst in die Wüste.

Lynn wollte die in dieser Welt angesiedelte Geschichte aus der Perspektive einer Zwangsrekrutierten erzählen. Schnell war diese Idee aber zu einem Problem geworden, wie überhaupt das Setting ihr erhebliche Probleme bereitete. Sie hatte eine Gemeinschaft von Frauen\* darstellen wollen (die Truppe bestand fast ausschließlich aus Frauen und nichtbinären Personen), die als Soldat:innen physische Gewalt ausüben mussten und im ständigen Ausnahmezustand lebten. Es hatte sie gereizt, sich diese männliche Domäne von Frauen\* bevölkert vorzustellen, zu überlegen, was anders wäre und ob überhaupt etwas anders wäre. Leider wirkte das Setting, auch nachdem einige der Figuren langsam Konturen annahmen, sich sogar zum Teil verselbstständigten, selbst auf sie als Autorin noch immer bizarr und wenig plausibel. Sie kriegte das Setting einfach nicht in den Griff, die Darstellung fräste an allen Ecken und Enden aus.

Selbst wenn sie das Buch fertigstellen sollte, würde man ihr vermutlich vorwerfen, sich zu wiederholen. Die Ähnlichkeiten zu ihrem zweiten Buch *Rape me* waren zwar marginal, aber das würde das Feuilleton vermutlich nicht davon abhalten, sie nebeneinander zu stellen und alles Vergleichbare hervorzuheben. Ja, auch *Rape me* spielte in einer halb utopischen, halb dystopischen Zukunft. Aber darin erschöpften sich die Vergleiche schon, in ihren Augen.

In der in *Rape me* beschriebenen Zukunft werden alle Sexualstraftäter:innen ausnahmslos mit dem Tod bestraft und öffentlich hingerichtet. Sexarbeit ist streng reglemen-

tiert und mögliche Klient:innen müssen im Rahmen von Anträgen an staatliche Institutionen nahezu alles von sich preisgeben, bevor sie einen Service in diesem Bereich in Anspruch nehmen können. Die Anfertigung von visuellen pornografischen Materialien ist untersagt und wird mit schweren Strafen geahndet, unter anderem mit Kastration.

Von dieser Strafregelung werden pornografische Texte allerdings explizit ausgenommen (solange einvernehmliche Handlungen dargestellt werden, Abweichungen und Grenzfälle werden allerdings ebenfalls nur mit mildereren Strafen geahndet oder gar nicht erst verfolgt). Protagonistin des Romans ist, zum einen, Nele, Studentin an einer Universität und Forschungsassistentin eines Professors mit Zugang zu beschlagnahmten pornografischen Videos und Computerspielen. Während sie diese für ihre Masterarbeit sichtet, kommt ihr die Idee, sie als Grundlage für selbstgeschriebene Geschichten zu verwenden. Mit solchen Geschichten kann man auf vielen Websites gutes Geld verdienen – die Leser:innen können dort in der Regel die ersten zehn Prozent des Textes lesen und dann den Rest portionsweise oder als Ganzes kaufen.

Nele avanciert unter dem Pseudonym KarlX bald zum Star der meistbesuchten Website *Tisext*. In einem ihrer bestverkauften Texte lebt eine Frau namens Nyx ihre Vergewaltigungsfantasien aus, zunächst mit ihrem Freund, dann mit Fremden. Diese Geschichte liest auch die andere Protagonistin, Kyra, die sofort fasziniert ist von Nyx' Gelüsten und bald glaubt, genau wie sie zu sein. Sie will unbedingt KarlX treffen, den sie für einen Mann hält. Durch eine Verkettung von Ereignissen gerät sie an Neles Professor Jan (der so auch von ihrem Nebenerwerb erfährt) und sich gegenüber Kyra als KarlX ausgibt. Bisher in Beziehungen (laut

eigener Aussage) vor allem rücksichtsvoll und sanft, ist Jan fasziniert von Kyras Verlangen und treibt es bald zu weit. Gegen ihren Willen hält er Kyra bei sich zu Hause fest und versucht gleichzeitig, Nele zu erpressen, der er den Nebenwerb und das Ausnutzen seines Zugangs zu pornografischen Materialien übelnimmt. Als sie nicht darauf eingeht, schreibt er ein neues Ende für die Geschichte um Nyx, in der sie am Ende tatsächlich vergewaltigt wird und sich später an ihrem Vergewaltiger rächt, indem sie ihn ihrerseits, mit einem Strap-on, vergewaltigt. Er lädt es unter dem Namen KarlX auf einer wenig bekannten Plattform hoch, aber schon bald wird jemand darauf aufmerksam. Tatsächlich wird die abweichende Version KarlX zugeschrieben, der daraufhin von allen Plattformen verbannt und auch strafrechtlich verfolgt wird; es soll ein Exempel an ihm statuiert werden, möglicherweise sogar ein radikales.

Nele konfrontiert ihren Professor und findet dabei heraus, dass er Kyra gefangen hält. Jan versucht, auch Nele einzusperren, aber sie wehrt sich erfolgreich, und gemeinsam mit Kyra gelingt ihr die Flucht. Kurz darauf schaffen sie es auch, dass alle Jan für KarlX halten, woraufhin er verschwindet, nur um ein paar Monate später öffentlich hingerichtet zu werden. Nele und Kyra sind mittlerweile ein Paar und verfolgen die Hinrichtung im Fernsehen. Im Anschluss haben sie Sex, der über die letzten vierzig Seiten ausführlich beschrieben wird. Im Verlauf dieser Mischung aus inneren Monologen und Interaktionen wird deutlich, dass sowohl Kyra als auch Nele in ihren sexuellen Obsessionen gefangen sind – Kyra will immer noch scheinvergewaltigt werden, Nele vermisst den Kick, den ihr das Anschauen und Nacherzählen der pornografischen Videos gab.

## 4

*Rape me* hatte sich gut verkauft und war sogar prominent verfilmt worden (während die Verfilmung des ersten Romans noch immer auf sich warten ließ), allerdings war die Rezeption des Buches deutlich moderater ausgefallen. Lynns Lektorin Dina hatte wie viele andere die Vermutung geäußert, dass es an dem heiklen Thema lag, was stimmen mochte. Dennoch war Lynn enttäuscht gewesen. Kurz hatte sie sogar, angesichts des spärlichen Medienechos, die Mails und Social-Media-Kommentare vermisst (nicht wirklich, aber beim Vermissen geht es meist ja auch nicht um den Wunsch, etwas wiederzuhaben, sondern etwas zu haben). Nachdem das erste Buch so eingeschlagen und, trotz aller Missverständnisse und Ignoranz, ein Thema gewesen war, fand Lynn es schwer zu akzeptieren, dass kaum jemand über das neue Buch reden wollte, nicht mal ihre Freund:innen, nicht mal Daniel, der sich zwar bemühte, aber das Thema letztlich viel zu behutsam anging, sich in Allgemeinplätzen verlor, mit seiner tatsächlichen Meinung (so vermutete sie) hinterm Berg hielt.

Der Einzige, mit dem sie über das Buch und die fehlende Auseinandersetzung hatte reden können und immer noch manchmal redete, war Benjamin (wobei es auch Ben gewesen war, der ihr, als sie das erste Mal länger darauf zu sprechen kamen, geradezu süffisant unter die Nase rieb: »Wärs du ein Mann, wäre das Buch durch die Decke gegangen, Shit- and Moneystorm und verteidigt von einem halben

## **Dank**

für E. – du warst die erste Leserin dieses Textes und ich weiß nicht, ob ich genug Kraft gehabt hätte, ihn zu Ende zu schreiben, wenn du nicht hättest wissen wollen, wie es weitergeht.

für Leander, Cornelia und Paul – euer Feedback war großartig und hat mir geholfen, aus einem losen Text einen Roman zu machen. Danke, dass ihr euch die Zeit genommen habt, danke für euren scharfen Blick und eure aufrichtige Kritik.

für Luca und Fiona – mit euch über Romane, Verlage und Agenturen zu reden, hat mir viele Hemmungen genommen. Danke, dass ihr mich ermuntert habt und dass ich mich immer auf euch beide verlassen kann. Eure Freundschaft ist etwas, das mir jeden Tag Mut macht.

für Lynn – weil ich mir deinen Namen für die Protagonistin ausborgen durfte. Danke, dass du derselben Meinung warst wie ich: dass kein anderer Name passt.

für meine Mutter und meinen Vater – die mich so viele Jahre unterstützt haben und sich jetzt freuen dürfen, endlich auch mal einen Roman und nicht nur Lyrik in den Händen zu halten. Ich liebe euch beide sehr.

für C. – weil du das Beste bist, was mir passiert ist, besser als jeder Roman.

& für Fred Astaire und Patti Smith, zwei Kuschelkekse, die versuchen sich auf meine Tastatur zu legen und mir Kraulen statt Tippen empfehlen, während ich diese Widmung verfasste.

für Laura und Julius, für Verena, für Frieda, für Siljarosa, für Seda, für Jürgen, für Mathias, für Armela, für Raphaela, für Lop und Monika – eure Bücher, Gedanken und unsere Gespräche haben mein Denken und Schreiben auf die ein oder andere Art entscheidend beeinflusst und ich hätte dieses Buch ohne diese stillen Vorarbeiten nicht schreiben können. Hoffentlich auf viele weitere Begegnungen, Lektüren und weiterhin viel Austausch.

Und last but not least: für meinen Bruder, meine Schwägerin Laura und ihre Tochter Noelia. Neue Bücher machen ein bisschen Hoffnung, neue Kinder aber viel.

Die Arbeit an diesem Roman wurde durch ein Arbeitsstipendium des Bundesministeriums für Kunst, Kultur, öffentlichen Dienst und Sport gefördert. Der Autor dankt!



Foto: Dilan Tas

Timo Brandt wurde 1992 in Düsseldorf geboren. Von 2014–2018 Studium am Institut für Sprachkunst an der Universität für angewandte Kunst in Wien. Er ist Literatur-Rezensent für verschiedene Medien, u.a. für die Zeitschriften *Zwischenwelt* und *Literatur und Kritik*, den Instagram-Channel @lyristix und die Website des Literaturhauses Wien. Seit 2022 betreut er bei der Tageszeitung *Der Standard* die Gedicht-Rubrik. Er hat sechs eigene Gedichtbände veröffentlicht, zuletzt „Nachumahnungen“, Aphaia 2023.

Er war Artist in Residence beim PROSANOVA 17 und Träger des Gisela-Scherer-Stipendiums 2019.

